

Ein Ausflug in den brasilianischen Urwald.

Von Erwin Bredow Dr. Grlg.

Auf unserer Erde lastet ein alter Fluch: je schöner eine Landschaft, je üppiger ihre Natur, um so ungenießbarer und fauler sind ihre Bewohner.

Ausnahmen von dieser traurigen Regel sind selten; jedenfalls gehört Brasilien nicht dazu.

Die europäischen Ansiedler nennen es daher „das Land der Hindernisse“ und behaupten, daß man sich dort, um dem Gallenfieber zu entgehen, nie ärgern, sondern nur wundern dürfe.

Indessen wird es Erdenwege können an diesen Gesetzen nicht rütteln, und so werden wir klug daran thun, die trübe Seite des Landes — die dortigen Menschen mit ihren unerquicklichen sozialen Verhältnissen — zu ignorieren und uns lieber mit der Natur zu beschäftigen.

Der Ausflug in den brasilianischen Urwald wird man nicht müde, und wenn sie auch monatlang in den täglichen Ereignissen gebären. Der Reichthum der Pflanzenwelt scheint unerschöpflich; die Senerie wechselt mit jeder Meile, und unausgesetzt treten uns neue Thiergefallen entgegen.

Die Mischelgeiten des Maricós sind bekannt und so oft und bereit geschildert, daß sie hier füglich übergehen werden können.

Zwei Erfordernisse sind zu erwähnen, die von angenehmen „Waldläufern“ in ungeschickter Vertrauens auf die eigene Kraft immer und immer wieder versäumt werden: es sind ausreichender Proviant und zuverlässige, eingetragene Begleiter.

Gar Mancher der sich die Bilderbücher angesehen hat, in denen die Wunder des brasilianischen Urwaldes geschildert auf den Raum eines Quadrates concentrirt sind, glaubt dort um einen Braten nicht verlegen zu sein, und erkennt nur zu spät, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht hat.

Den Menschen nicht kennen, bei seinem Herannahen ruhig sitzen bleiben, scheint — nach Ghamisso — zwar auf Salas Gomez der Fall zu sein; für Brasilien aber hat dies keine Gültigkeit.

Im Gegentheil, die Thiere des Urwaldes sind zum Theil außerordentlich scheu und ganz und gar nicht neugierig, die ihnen ungewohnte Menschengestalt in der Nähe zu sehen. Es gibt also dort eben so unglückliche Jagden, als bei uns zu Lande.

Erfordert schon das Aufstreifen von Nahrungsmiteln im Urwald eine große Solakentnis und Erfahrung, so ist die Zubereitung nicht minder schwierig. Ein zarter Papagei läßt sich nicht so leicht für den Gaumen herrichten, als ein Kapaun, und wer auf seinen Ausflüge in den Wald das Salz vergißt, wird dieses oft gering geschätzte Genuß- oder richtiger Nahrungsmitel erst würdigen lernen; weder Pfeffer noch Vanille oder ein sonstiges dort mitzubehaltendes Gewürz vermag daselbst zu ersetzen.

Alle diese Galamitäten geschehen im Allgemeinen nur der Neugier; dem Klugen poltern sie nur einmal; wer ihre Lehre beherzigt, dem erscheint dort die Tropenwelt ihrer Wunder und Unbehelligkeit von den unaufrichtigen Chikanen des alltäglichen Lebens, darf sich der Geiß ganz jenen unbeschreiblichen Gemüthsängsten, den der unmittelbare Verkehr mit der Natur einem empfänglichen Gemüthe bereitet.

Wo ihn nicht die Waldlinie durchschneidet, hat der Urwald natürlich keine Wege. Man folgt daher am Besten einer der Wasserstraßen, an denen es im fließenden Südamerica nirgend fehlt.

Fast unbarbar gleitet das schmale Canoe über die spiegelglatte Fläche; geräuschlos tauchen die Ruder ein und in gleichmäßiger Bewegung ziehen die dicht überwachsenen Ufer an dem Auge vorüber.

Die Ruderer sind Halbindianer, Gemüth und schweißsam, fast verdorren sitzen sie da; aber nichts entgeht ihrem wachsamem Blicke.

So bieten sie ein Achtung einflößendes Bild und stehen in scharfem Gegensatz zu den läppischen, ewig plappernden Regern und Wulstluten, die sich dem Fremdling so gerne als Führer aufdrängen und ihn oft zu spät erkennen lassen, daß sie mit ihrer Tragheit, Ungewandtheit und Geschwätzigkeit mehr Hindernisse und Wexer schaffen, als sie zu nützen vermögen.

Das Rudern und Fahren in einem indianischen Canoe erfordert Aufmerksamkeit und Geschick. Um überall an die feinsten Ufer heranzukommen, sind die Fahrzeuge leicht und sehr schmal; sie schlagen daher bei jeder ungleichmäßigen Belastung um, und oft leistet die Bucht als Balancierunge die Dienste, um den bei jeder unbedachten Bewegung in's Schwanken gerathenen Kahn zur Ruhe zu bringen.

Die Ruderer selbst sind kaum meterlang, löthförmige Instrumente, mit denen mehr in das Wasser gelassen, als dessen Oberfläche gefahren wird; daher das geräuschlose Dahingleiten dieser Boote.

Nichts unterbricht die Stille, als die und da der rauchende Fingerring eines aufgeschreckten Vogels, der sich am Ufer erhebt und schnell über den Kronen der Bäume verschwindet. Aber hoch über unseren Häuptern schweben Geier; sie gehören der schwarzen Klasse der „Gähnergeier“ an, deren Name von der Gestalt des sitzenden Vogels genommen ist. Im Fluge hat das Thier nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit einem Gähner; ohne einen Flügelschlag, die Schwinge mächtig ausgebreitet, verlorst es, unermüdet kreisend unseren Weg; wir wissen wohl, worauf die ewig hungrigen Vögel warten; das unerwartete Störten des Bootes, das Niederstürzen eines morschen Baumzweiges oder ein ähnliches Unglück soll ihnen unsere Cadaver überliefern. Deswegen halten sie sich scharf über

unseren Scheiteln und folgen jeder Fluchhebung, die unserm Fahrzeuge den Weg vorkreuzt.

So lange die flachen Ufer die Fahrstraße mit einer undurchdringlichen Wand von Gestrüpp und Schlingpflanzen bedeckten, war ein Land unmöglich. An einer Stelle aber, wo eine niedere Hügelkette an den Fluß herantritt, erscheint rother, lehmiger Untergrund, und verwiterte Granitfelsen bieten dem Fuß einen sicheren Halt. Hier ist auf eine kleine Strecke ein Ueberbild möglich.

Blumen, die im dichten Urwald fast vollständig fehlten, überdecken die Bergflänge, umgürtelt von zahllosen Schmetterlingen. Ein spitzflügeliger, feuerrother Perlmutterfalter wiegt sich auf der unscheinbaren weißen Blüthen eines Besendes in so ungeheurer Anzahl, daß dieser roth zu blühen scheint. Mühsam langsame Flügelstriche rühren über handgroße, azurblaue Falter heran, deren Flügel wie Seide schimmern. Diese Thiere legen sich nie an Blumen, zweifeln aber lassen sie sich auf den Erdboden nieder, um dort den Thau zu trinken.

Nichts ist unrichtiger, als die Behauptung, daß die Blumen in den Tropen nicht duften. Im Gegentheil, oft weht uns ein so intensiver Wohlgeruch entgegen, daß er uns für die Dauer zu stark wird, gleich einem trüben Parfüm. Gerade darin, daß die Blumen auch in der Einsamkeit ihre Düfte ausströmen, liegt der Beweis, daß sie nicht der eingebildeten Menschheit zu Liebe, sondern nur im eigenen Interesse ihren Wohlgeruch produziren: der Duft zieht das Insekt an, und dieses befruchtet die Blüthe.

Die Färbung der Blüthen ist eine äußerst mannigfaltige. Ueberall, von Büschen und Bäumen herab, hängen Zweige der Passionsblume mit zarten, rosenrothen und himmelblauen Blüthen; aus den Abgabeln schauen scheidige, zum Theil prächtige Orchideen von oft so sonderbarer Gestalt, daß man nicht weiß, wo bei der Blumenode und unten ist; und hier, auf einem Sandbläse, steht gar eine alte Bekannte aus der Heimath — eine Sonnenblume! Um die dunkelrothen Blüthen wider Bananen schweben die immer mürrischen Kolibri. Sie gleichen genau unseren „Taubenschwänzen“, deren Spiel uns in unseren heimlichen Gärten so oft ergötzt. Wie diese, seht sich der Kolibri niemals, wenn er der Sonne aus einer Blüthe saugt, sondern hält sich stets schwebend vor derselben.

Ich habe oft Colibri mit dem Schmetterlingsnetz gefangen, aber es gelang mir nie, ein gefangenes Thier am Leben zu erhalten. Sie summen in dem überkommenen Raum, den ich ihnen zur Verberge angewiesen, zwei bis drei Stunden lang herum und fletschen dann die Flügel, die reizenden Thierchen lebend zu sehen, dem Europäer im Himalaya für immer verliert zu sein.

Während es im nun Innern des Urwaldes oft so stille war, daß man das eigene Herz klopfen hören konnte, drangen auf der Richtung häufiger Geräusche an das Ohr. Die und da tappt ein Kröte, erschreckt durch den nahenden Tritt, in den Fluß, oder raschelt schon eine Eidechse zur Seite.

Aus dem Walde tönt in gleichmäßigen Intervallen der Schrei des „Hammerlings“ herüber, wie der Hammerschlag aus einer ferren Schmelde, und da, halb unterdrückt, ertönt der gedehnte Ruf eines Fauhiers. Ganz richtig, wie Schell fingt, hängt es da: „zum Anruf zusammengeballt“, und es scheint auf das stumpfsinnige Geschöpf wenig Eindruck zu machen, daß seine feierliche Herberge, das Embanba-Baumchen (Coeropia) geladelt und mit sammt seinem Bewohner in das Boot gelegt wird.

Die Ueberführung der Fauhthiere nach Guyana, die nach der Kurzen nur mit großen Schwierigkeiten gelang, ist ziemlich leicht, wenn man gewisse Regeln inne hat. Beim Verlassen der feuchtwarmen Niederungen Südamerica wird das Fauhthier empfindlich und es bedarf dann einer Aufmerksamkeit, die man anderen Thieren nicht zu erweisen gewohnt ist. Man ruft dann

— seinen Schneider, Der Schneider kommt heran, Da, mit dem Junker Kleider, Und mit ihm Dosen an!

Nun wird das Fauhthier zuvor nicht in Sammt und Seide, wie der Königliche Hofmannhüter, im Fraust, aber gut „jagert“, in Wolle gekleidet, und überhüllt in einem solchen „Normalstoff“ zumeist die Reie leicht.

Von den so oft als Schrecken des Urwaldes hingestellten Raubthieren ist nichts zu sehen. Auch in Brasilien befindet sich in Indien gemacht habe. Unter gewöhnlichen Umständen und ohne daß es in die Enge getrieben wird, greift kein Thier den Menschen an, im Gegentheil, alle weichen ihm vorsichtig aus.

In stetem Anschauen und Genießen, bei Jagden und Sammeln ist der Tag vergangen. Präzis 6 Uhr geht die Sonne unter und die Nacht zündet ihre Lichter an; nicht nur am Himmel, sondern auch auf der Erde. An den Büschen und Baumzweigen wird es lebendig, und zahllose Leuchtflügel glitzern durch das Dunkel. Manche von ihnen haben bläuliche, und beim Dahingleiten wechseln Licht und Dunkel von Sekunde zu Sekunde ab; verfolgt man sie, so lösthen sie ganz aus.

Da, wo kein Canoe die Halbindianer Waage bieten, wird der Ruheplatz gewählt. Am nächsten Tag soll es weiter gehen, der Wasserstraße zwischen dem selber befahrenen Fluß und dem Parachö. Aber der Urwald verläßt jetzt die Ufer, und freundlichere Buschwalder, wechselnd mit graünen

Ebenen, werden uns begleiten; mit dem Hochwalde aber schwindet auch die Großartigkeit der Senerie.

Das deutsche Dorf der Weltausstellung.

Der deutsche Veler, welcher den Titel eines Artikels liest und dann das beigegebene Bild mit seinen heimlichen Erinnerungen vergleicht, wird allerdings überrascht, vielleicht enttäuscht sein. Aber er mag bedenken, wie außerordentlich verschieden gestaltet sich der Begriff des Dorfes in der mannigfaltigen deutschen Gauen ausprägen, verschieden, wie die Stammesgeschichte sich in dem deutschen Vaterlande von einander absondern. Man nehme nur einmal beispielsweise ein norddeutsches — niederländisches — und ein thüringisches — fränkisches — Dorf zum Vergleich! Dort „einzelne liegende Gehöfte, die in Weispflanz und einzelnen Theilen Vornmens sogar zur völligen einsamen Zerstreung der Jagen, Wohnbauten und Ausbauten auf der ganzen Feldmark austreten. Die Wohnhäuser selbst sind niedrig, mit der Front nicht nach der Straße, sondern nach dem Wirthschaftsbofe zu. Wie anders dagegen in Sachsen! In der Anlage selbst unterscheidet sich hier das Dorf in nichts von der Stadt. Die Häuser drängen sich wie ängstlich Schulter an Schulter. Die Straßen sind sorgfältig gepflastert; die Häuser sauber geweißt und meist mit Kalkputz versehen. Auch ist das ländliche Bauernhaus sehr geräumig, hat ausnahmslos mehrere Stockwerke. Davon dient der untere als Familienwohnung, die obere stets als Vorrathsspeicher für das ausgelegene Getreide, Kartoffeln, Sämereien u. s. w. Der norddeutsche Bauer wird nie daran denken, sein Haus als Scheune zu benutzen; höchstens vermag er seine Karkassen im Keller.

Das Rittergut liegt in Sachsen und überhaup in Mittel- und Süddeutschland mitten im Dorf oder in der Stadt. Im Norden liegt es meist ganz isolirt und nur von den Köthen seiner Tagelöhner, der ehemaligen Hörigen, umgeben.

Von alledem wird man auf unserem Chicagoer deutschen Dorf nicht viel erblicken. Es soll aber auch ein Idealdorf sein, es soll den Zweck verfolgen, die historische Entwicklung des platten Landes in den verschiedenen deutschen Gauen vor Augen zu führen und außerdem die berechtigten Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Bauarten in Nord und Süd, in West und Ost dem Besucher klar zu machen.

Der Vorläufer der heutigen Rittergüter, als Vertreter der Landwirtschaft im großen Stil und nach den verschiedenartigsten Zweigen, ist die deutsche Burg.

In der Mitte des 775 engl. Fuß langen Plazes im Jackson Park erhebt sich stolz eine im Stile des Jahres 1500 erbaute Burg, umgeben von einem 5 Meter breiten Graben, hinter dem als weitere Schutzwehr Palisaden emporragen. Ueber eine Zugbrücke führt der Weg durch ein mächtiges Sandsteinportal in das Innere des Baus. In den Zimmern, Sälen und Hallen finden wir die berühmteste Waffensammlung Deutschlands, Eigentum des Stadtraths-Magisters, Richard Kichle in Großschän. Gegen letzige

Eisenmänner in voller Rüstung geben ein vollständiges und treues Bild der Waffenschmiedekunst, die ja stets eine hervorragende deutsche Kunst gewesen ist. An den Wänden hängen und an Schwerter stellen zahlreiche Einzelstücke: Schwerter und Lanzen, Helme und Panzer, Armbrüste und Jagdhörner, Zaumzeug und Sporen, und was sonst zu einem Waffenarsenal gehört.

Diese Waffensammlung hat einen bedeutenden geschichtlichen Werth, denn sie enthält steinerne, bronzene und eiserne Reliquien aus der alten Zeit, Waffen aus der gotischen, merovingischen und carolingischen Zeit, aus der Zeit der Kreuzzüge u. s. w. In dem Hauptsaal erblickt man eine Apotheke des Deutschen Reiches. Auf einem Podium steht Germania, umgeben von Arminius, Karl d. Gr., Barbarossa, Maximilian, dem Heiligen Ritter, Wilhelm I.; sämtliche Gauen Deutschlands, vertreten durch je einen Bauer und eine Bäuerin in ihrer Festtracht, bringen ihnen ihre Subdungen dar.

Die Kapelle der Burg birgt in sich die prähistorische Sammlung. Zur Rechten und zur Linken der Pforte stehen der römische und der fränkische Krieger des römisch-germanischen Central-Museums in Mainz, welches sich außerdem noch durch die Ausstellung römischer, lätischer und alemannischer Tropäen, sowie einer Musterammlung seiner Imitationen aus der Völkerwanderungszeit an dem Unternehmen beteiligt hat. Schön durchgeführte Modelle der verschiedenen in Deutschland bräuchlichen prähistorischen Grabformen, Burgenwälle u. s. w. von dem Conservator am Museum für Völkertunde, Eduard Krause, ferner die Imitationen prähistorischer Schmuckstücke und Geräthe, in Edelmetall durch den Goldschmied Zeig, in Bronze durch den Erfinder der echten Platina, Frihe, vervollständigen, zusammen mit einer Musterammlung von Originalen das Bild der deutscher vorgeschichtlichen Vergangenheit.

In dieser Voranlage sind alle deutschen Haupttypen vertreten, als das fränkische und altsächsische Haus, die schlesische Waube, das alemannische, heffische, schwäbische Haus, ein Spreewaldbau u. s. w. Hierzu hat der mit der technischen Leitung betraute Dr. Ulrich Zahn schon bedeutende Anläufe gemacht. So hat er eine alte Lüneburger Trintstube (gegen 1500) mit prächtigem Holzgetäfel und allem vollständigem Inventar erworben, ebenso ein Zimmer von den Halligen, eine vollständige Stubeneinrichtung aus der alten Zeit, an die sich sogar eine bestimmte Sage knüpft u.

Das Rathaus bildet eine Ausstellung im Alineen. Dann es enthält eine Anzahl vollständig eingerichteter Bauernhäuser, sowie die oben erwähnte alte Trintstube. Weiter finden sich in dem Rathaus Sammlungen von Schmuckstücken, Schnitzarbeiten, Stickerien, Spigen und wie die Gebiete des häuslichen Hausgewerbes, sonst noch weichen mögen. Das Ganze wird durch Trachtenfiguren belebt.

Unter dem Schutze des Burgfriedens, als dessen Symbol der Roland dahsteht, findet ein Markt statt. In den Privilegien, welche dem deutschen Dorfe vom Directorium der Weltausstellung gegeben sind, gehört nämlich auch die das sämtliche Inhaberkreuzgenussdeutscher Bodenienz auf dem Terrain verlaßt werden dürfen. Dem Marktplatz ist eine Fortsetzung nach der linken Seite der Burg gegeben: der Concertgarten mit seinen Restaurants. Hier können 8000 Personen zugleich sich an den Klängen deutscher Musik erfreuen. In den Colonnaden der einen Ringmauer sind ebenfalls Verkaufsstände errichtet.

Hier befinden wir uns gleichsam mitten in Deutschland. Hier vernahmen wir die Lieber des Dresdener Lehrervereins, des Berliner Tonkünstlervereins, des Kölner Männer-Sängervereins. Hier concitiren die unformierten preussischen Musikkapellen. Auf der Festsche des Deutschen Reiches ist das Directorium des deutschen Dorfes bereits benachrichtigt, daß ein Militärkörper von vierzig Mann und ein zweites von 26 Mann, und zwar ersteres in der Uniform eines Garde-Regimentes und das zweite in der Uniform der Garde zu Corps, unter Leitung des preussischen Capellmeisters Aufschwenk, eines Veteranen der Kriegsjahre 1865, 1866 und 1870—71, und des Kapellmeisters Herold, nach Chicago kommen werden. Die Garde zu Corps-Kapelle werden sich auch jeder alten römischen Tuba, welche auf Befehl des Kaisers kürzlich wieder für die Reiterei eingeführt wurden.

Die musikalische Leitung im deutschen Dorfe hat Hermann Wolf aus Berlin. Die Proben werden demnächst beginnen. Täglich wollen die beiden Musikkörper eine Parade abhalten.

Reary's Gefahren.

Alle Forstler, welche in Gegenden den Nordpol sich längere Zeit aufhalten müßten, sind in dem unbedingten Lobe der Eskimo-Inden, Naturwissenschaftlich und nur nach ihrem anatomischen Bau betrachtet, ist es allerdings zweifelhaft, ob diese treuen Thiere eine andere Bezeichnung, als die einer bloßen Spielart, vielleicht des Schieferhundes, oder des Spizes, oder beider zugleich, beanspruchen dürfen. Aber lange Gewöhnung und Vererbung von Generation zu Generation unter

dem eisigen Norden haben Eigenschaften in diesen Hunden zur Reife gebracht, welche sie zu unerlässlichen Gefährten des Polarreisenden machen. Ohne sie wären Reisen in Nordibirien eine Unmöglichkeit. Selbst im entsetzlichen Schneesturm weiß sich das kluge Geschöpf

Der Humboldt-Blescher im Sommer.

zurechtzufinden und den Weg nach menschlichen Wohnungen zu erreichen. Dabei sind sie außerordentlich genügsam und können tagelang fasten, ohne zu ermüden. Dafür sind sie dann auch im Ueberfluß von einer kaum glaublichen Frechheit und entpender Verdaunungskraft.

Befanlich war das nächste Ziel Rearys der berühmte Humboldt-Gletscher im nordwestlichen Grönland. Entsprechend dem extremen Polarcharacter des Landes präsentirt sich uns der ungeheure Eisstrom, den dieser König der Gletscher zum Meere entleert, in einer solchen Mächtigkeit, daß die gewaltigen Gletscher der europäischen Alpenwelt daneben zu völliger Unbedeutendheit hinabsinken.

Der Winter naht.

Im Sommer — wenn man über haupt von einem Sommer sprechen kann, in welchem kaum kümmerliche Gräser gedeihen — plätschern milchweiße Gletscherbäche zwischen den graniternen Moränen, am Fuße des Gletschers sich zu einem gewaltigen Bächen vereinigen.

Eine französische Erinnerung.

„Et vos dames?“ So pflegte der Bürgerkönig Louis Philippe seinen Minister Diers nach seinen Lieben daheim zu fragen; denn Monsieur Diers hatte — man erzählte es sich lachend bei Dine — zwei Herrinnen: seine Frau und seine Schwägerin Fraulein Dosne. Von den Dreien lieb Monsieur Diers (1877) dann Madame (1880); Modestie blieb als Universalerbin zurück. So war im ersten Augenblick verurteilt, wie sie mit den Schönen anfangen sollte, welche Herr Diers mit fleißigen Händen zusammengetragen und Frau Diers mit peinlicher Genauigkeit zu einem Kunstschmuck des Ex-Präsidenten der Republik wurde im Louvre untergebracht, wo sie jetzt zur Erweiterung ihrer seltenen Besucher dient.

Sie besteht hauptsächlich aus bemalten Porzellanfiguren in Wiederholungsformen, Aquarellkopien, Rafael'schen Madonnen und allerlei unechten Alterthümern, die der alte Herr auf seinen Reiten von Trübsen verschiedener Länder als Rathkäufe erstanden hat. Was sollte aber Fraulein Dosne mit all dem Geld anfangen, das der selige Monsieur mit seiner „Geschichte des Confulats“ verdient und durch geschickte Anlage in Kohlengrubenactien von Anzin vervielfältigt hatte? Es waren wohl 26 Millionen. Die Erbin ging der Jules Simon, dem guten Freunde der vorherigen Diers, und das ihr um die Jode einer Stiftung, durch welche das Andenken des Hingegangenen würdig fortgepflanzt werden könnte. Es läßt sich auf einige Millionen nicht an.

Jules Simon erjann eine Studienanstalt für junge Leute, die sich der Politik und Staatswissenschaft rühmlich befleißigen. Aber es sollte keine lauzliche Pension sein: Ein Palast mit flottanten Wohnräumen und umfangreicher Bibliothek, allem modernen Comfort und einer prächtigen Ausstattung für vier bis fünf hoffnungsvolle Jünglinge, die je zwei bis drei Jahre lang da frei von allen materiellen Sorgen freie Station genießen und überdies noch ein gutes Taschengeld erhalten sollten. Jules Simon arbeitete den Palast der Stiftung aus und erhielt selber die Directorstelle mit 30,000 Francs Gehalt. An der Avenue Victor Hugo wurde der Palast in einem reizenden Park erbaut. In dem Maße aber, wie der Plan seiner Ausführung näherdrückte, verbitterte sich die Beziehung zwischen Fraulein Dosne und dem Director. Madame, die die Anfangsversprechen hatte, sich in alle Bestimmungen zu fügen, welche Jules Simon treffen würde, veränderte mehr und mehr ihren eigenen Kopf durdzusetzen, durchkreuzte die Pläne des Organisators und gab auch nicht nach, als Jules Simon ihr erklärte, daß er sein Amt nur dann bewahren könne, wenn er mit der Verantwortung zugleich auch die thatsächliche Leitung habe. Schließlich biest ihm nichts übrig, als seinen Rücktritt zu nehmen. Fraulein Dosne soll allerdings unterdessen schon einen anderen Director gefunden haben, einen gefälligeren, bei dem sie, wie manland in Diers'schen Hause, das „entscheidende Wort“ reden kann.

Enttäuscht. Herr auf einer nach dem Urie V. führenden Landpartie zu seiner Dame: „Mein Fraulein — wollen Sie mir eine Herzensfrage beantworten?“ — Fraulein (einen Antrag erwartend): „Bitte!“ — Herr: „Wollen wir wohl in V. ein gutes Bier?“

Der Humboldt-Blescher im Sommer.

Der Winter naht.

Eine französische Erinnerung.

Reary's Gefahren.

Der Humboldt-Blescher im Sommer.

Der Winter naht.

Eine französische Erinnerung.

Reary's Gefahren.

Der Humboldt-Blescher im Sommer.

Der Winter naht.

Eine französische Erinnerung.

Reary's Gefahren.

dem eisigen Norden haben Eigenschaften in diesen Hunden zur Reife gebracht, welche sie zu unerlässlichen Gefährten des Polarreisenden machen. Ohne sie wären Reisen in Nordibirien eine Unmöglichkeit. Selbst im entsetzlichen Schneesturm weiß sich das kluge Geschöpf

Der Humboldt-Blescher im Sommer.

zurechtzufinden und den Weg nach menschlichen Wohnungen zu erreichen. Dabei sind sie außerordentlich genügsam und können tagelang fasten, ohne zu ermüden. Dafür sind sie dann auch im Ueberfluß von einer kaum glaublichen Frechheit und entpender Verdaunungskraft.

Befanlich war das nächste Ziel Rearys der berühmte Humboldt-Gletscher im nordwestlichen Grönland. Entsprechend dem extremen Polarcharacter des Landes präsentirt sich uns der ungeheure Eisstrom, den dieser König der Gletscher zum Meere entleert, in einer solchen Mächtigkeit, daß die gewaltigen Gletscher der europäischen Alpenwelt daneben zu völliger Unbedeutendheit hinabsinken.

Der Winter naht.

Im Sommer — wenn man über haupt von einem Sommer sprechen kann, in welchem kaum kümmerliche Gräser gedeihen — plätschern milchweiße Gletscherbäche zwischen den graniternen Moränen, am Fuße des Gletschers sich zu einem gewaltigen Bächen vereinigen.

Eine französische Erinnerung.

„Et vos dames?“ So pflegte der Bürgerkönig Louis Philippe seinen Minister Diers nach seinen Lieben daheim zu fragen; denn Monsieur Diers hatte — man erzählte es sich lachend bei Dine — zwei Herrinnen: seine Frau und seine Schwägerin Fraulein Dosne. Von den Dreien lieb Monsieur Diers (1877) dann Madame (1880); Modestie blieb als Universalerbin zurück. So war im ersten Augenblick verurteilt, wie sie mit den Schönen anfangen sollte, welche Herr Diers mit fleißigen Händen zusammengetragen und Frau Diers mit peinlicher Genauigkeit zu einem Kunstschmuck des Ex-Präsidenten der Republik wurde im Louvre untergebracht, wo sie jetzt zur Erweiterung ihrer seltenen Besucher dient.

Sie besteht hauptsächlich aus bemalten Porzellanfiguren in Wiederholungsformen, Aquarellkopien, Rafael'schen Madonnen und allerlei unechten Alterthümern, die der alte Herr auf seinen Reiten von Trübsen verschiedener Länder als Rathkäufe erstanden hat. Was sollte aber Fraulein Dosne mit all dem Geld anfangen, das der selige Monsieur mit seiner „Geschichte des Confulats“ verdient und durch geschickte Anlage in Kohlengrubenactien von Anzin vervielfältigt hatte? Es waren wohl 26 Millionen. Die Erbin ging der Jules Simon, dem guten Freunde der vorherigen Diers, und das ihr um die Jode einer Stiftung, durch welche das Andenken des Hingegangenen würdig fortgepflanzt werden könnte. Es läßt sich auf einige Millionen nicht an.

Jules Simon erjann eine Studienanstalt für junge Leute, die sich der Politik und Staatswissenschaft rühmlich befleißigen. Aber es sollte keine lauzliche Pension sein: Ein Palast mit flottanten Wohnräumen und umfangreicher Bibliothek, allem modernen Comfort und einer prächtigen Ausstattung für vier bis fünf hoffnungsvolle Jünglinge, die je zwei bis drei Jahre lang da frei von allen materiellen Sorgen freie Station genießen und überdies noch ein gutes Taschengeld erhalten sollten. Jules Simon arbeitete den Palast der Stiftung aus und erhielt selber die Directorstelle mit 30,000 Francs Gehalt. An der Avenue Victor Hugo wurde der Palast in einem reizenden Park erbaut. In dem Maße aber, wie der Plan seiner Ausführung näherdrückte, verbitterte sich die Beziehung zwischen Fraulein Dosne und dem Director. Madame, die die Anfangsversprechen hatte, sich in alle Bestimmungen zu fügen, welche Jules Simon treffen würde, veränderte mehr und mehr ihren eigenen Kopf durdzusetzen, durchkreuzte die Pläne des Organisators und gab auch nicht nach, als Jules Simon ihr erklärte, daß er sein Amt nur dann bewahren könne, wenn er mit der Verantwortung zugleich auch die thatsächliche Leitung habe. Schließlich biest ihm nichts übrig, als seinen Rücktritt zu nehmen. Fraulein Dosne soll allerdings unterdessen schon einen anderen Director gefunden haben, einen gefälligeren, bei dem sie, wie manland in Diers'schen Hause, das „entscheidende Wort“ reden kann.

Enttäuscht. Herr auf einer nach dem Urie V. führenden Landpartie zu seiner Dame: „Mein Fraulein — wollen Sie mir eine Herzensfrage beantworten?“ — Fraulein (einen Antrag erwartend): „Bitte!“ — Herr: „Wollen wir wohl in V. ein gutes Bier?“

Der Humboldt-Blescher im Sommer.

Der Winter naht.

Eine französische Erinnerung.

Reary's Gefahren.

Der Humboldt-Blescher im Sommer.

Der Winter naht.

Eine französische Erinnerung.

Reary's Gefahren.

Der Humboldt-Blescher im Sommer.

Der Winter naht.

Eine französische Erinnerung.

Reary's Gefahren.

breites Gesicht und guckte den alten Major augenscheinlich höchlich amüßirt an.

„Min Gott, das weiten Sie doch, Herr Major,“ entgegnete er im breitesten Plattdeutsch, „id bin wedder mol bi min Brud in de Beerlanden west, dat arme Wäten harr doch gar so'n groi Verlangen nach mi!“

„Hm! So? Also bei Ihre Braut in die Beerlanden sind Sie gewesen?“

„Djowull, Herr Major, bi de dide Ernie, Sie kennen chr jo of noch, de fröder bi Sei deint hatt!“

„Hm, hm! Bei die also? Na und was haben Sie da denn gemacht?“

„Sauerland griffe geheimnißvoll.“

„Ne, Herr Major,“ meinte er dann mit den Augen zinkend, „dat es hier doch woll en Beien midlätig tau vertellen! Dat geht ja awer of eigentlich keinen Menschen wider wat an!“

„Hm, hm, hm! Ja, hatte das denn aber nich Zeit bis weigliens der Erzgerietag vorbi war? Es thut mich ungeheuer leid, Sauerland, aber wir werden Ihnen weigliens zu vier Wochen strengen Arrest verurtheilen müssen, denn Sie haben die Compagnie von Hauptmann Paulsen gar zu sehr in Verlegenheit gebracht!“

„Jest wurde Sauerland aber grob, ordentlich habnebüden vol.“

„Watt? dennorte er durch's Lokal, „wat? Beer Wochen strengen Arrest, wil id de besapene Bäuerband det Abend nich nach Hus bracht heff? Det nehme id nich an!““

„Aber Sauerland, so sein Sie doch oerntlich,“ fiel in diesem Augenblick der alte gutmüthige Hauptmann Paulsen ein, „das wird ja Alles nich so heß ausgefallen, als es aufgefüllt wird! Wir werden schon davor sorgen, daß Sie in Ihren strengen Arrest auch en Bett und ordentlich was zu essen und zu trinken kriegen! Nich wahr, meine Herren?“

„Wannete er sich an das übliche Kriegsgericht,“ welches auch natürlich bestimmend mit dem Kopfe nickte. „Aber der „Deletier“ blieb unberührt.“

„Ne!“ schrie er abermals, id bauht' nich! Ja nehmt' nich an!“

Da war denn nun allerdings guter Rath theuer. Man beriet sich hin und her und schließlich meinte der alte Major Vos:

„Na, was wollen Sie uns denn für Vordisch machen, Sauerland?“

„Züffirt will id werden! Dschichteten soll man mi! So as fid dat for en richtigen, anständigen Deletier gehören deist! So fleht dat in de Kriegsgehe!“

„Alle Wetter! Das war aber wirklich denn doch ein hüden Ueberdacht.“

„Aber Sauerland,“ tönte es von alten Seiten, „nehmen Sie doch Vernunft an, seien Sie doch gemüthlich, das geht ja doch gar nich!“

Der tapfere Sergeant ließ sich aber nicht verblüffen. Er wollte absoht todgeschossen werden.

Entweder todgeschossen oder gänzlich freigesprochen. Auf vierzehn Tage, acht Tage, drei Tage Arrest, die man ihm schließlich andot, ließ er sich parstod nicht ein.

„Ja lat nich mit mi handeln!“ war seine feste Entgunnung.

Das man unter solchen Umständen schließlich auf seine Bestrafung verzichtete, leuchtete wohl ein. Nach meiner Ansicht konnte das X'ige Kriegsgericht überhaupt nur froh sein, daß er für seine Dejection nicht noch eine Geldentschädigung verlangte, die man ihm auch am Ende noch ausgebilligt hätte!

Eduard Jürgensen.

breites Gesicht und guckte den alten Major augenscheinlich höchlich amüßirt an.

„Min Gott, das weiten Sie doch, Herr Major,“ entgegnete er im breitesten Plattdeutsch, „id bin wedder mol bi min Brud in de Beerlanden west, dat arme Wäten harr doch gar so'n groi Verlangen nach mi!“

„Hm! So? Also bei Ihre Braut in die Beerlanden sind Sie gewesen?“

„Djowull, Herr Major, bi de dide Ernie, Sie kennen chr jo of noch, de fröder bi Sei deint hatt!“

„Hm, hm! Bei die also? Na und was haben Sie da denn gemacht?“

„Sauerland griffe geheimnißvoll.“

„Ne, Herr Major,“ meinte er dann mit den Augen zinkend, „dat es hier doch woll en Beien midlätig tau vertellen! Dat geht ja awer of eigentlich keinen Menschen wider wat an!“

„Hm, hm, hm! Ja, hatte das denn aber nich Zeit bis weigliens der Erzgerietag vorbi war? Es thut mich ungeheuer leid, Sauerland, aber wir werden Ihnen weigliens zu vier Wochen strengen Arrest verurtheilen müssen, denn Sie haben die Compagnie von Hauptmann Paulsen gar zu sehr in Verlegenheit gebracht!“

„Jest wurde Sauerland aber grob, ordentlich habnebüden vol.“

„Watt? dennorte er durch's Lokal, „wat? Beer Wochen strengen Arrest, wil id de besapene Bäuerband det Abend nich nach Hus bracht heff? Det nehme id nich an!““

„Aber Sauerland, so sein Sie doch oerntlich,“ fiel in diesem Augenblick der alte gutmüthige Hauptmann Paulsen ein, „das wird ja Alles nich so heß ausgefallen, als es aufgefüllt wird! Wir werden schon davor sorgen, daß Sie in Ihren strengen Arrest auch en Bett und ordentlich was zu essen und zu trinken kriegen! Nich wahr, meine Herren?“